



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

"... auf der Suche nach festem Boden"

Blömeke, Sigrid

Münster [u.a.], 1999

III.5.2.3 A. H.

urn:nbn:de:hbz:466:1-39856

Seine Konsequenz war, daß er den Dienst quittierte und seinen Kindern riet, niemals LehrerInnen zu werden, worauf zwei der vier allerdings nicht eingingen.

III.5.2.3 A. H.

Wieder einen anderen Blickwinkel zeigt das Interview mit der Studentin A. H. Frau H. wurde 1925 als viertes von sieben Geschwistern in Paderborn geboren. Ihr Vater war Werkmeister bei der Bahn, die Mutter Hausfrau. Aufgrund der großen Familie mußten die Kinder zu Hause viel helfen. Obwohl der Vater nur über ein relativ niedriges Einkommen verfügte, wurde in der Familie viel Wert auf eine weiterführende Schulausbildung gelegt: Alle sieben Kinder haben Abitur gemacht. Frau H. hat von 1932 bis 1936 eine Volksschule für Mädchen besucht und ist dann – nach einer Aufnahmeprüfung – auf das Oberlyzeum für Mädchen (das spätere Pelizaeus-Gymnasium) gegangen, wo sie 1944 Abitur gemacht hat. Die Eltern hätten beide auf eine weiterführende Schulausbildung verzichten müssen, da sie aus einfachen Verhältnissen kamen; sie wollten ihren Kindern eine solche aber ermöglichen (vgl. Interview H.).

Die Volksschulzeit hat Frau H. in schlechter Erinnerung, da die Lehrerin streng und den Kindern nicht besonders zugetan gewesen sei. Im Gymnasium hatte sie dagegen vor allem zu ihrer langjährigen Klassenlehrerin ein gutes Verhältnis, da sie „gut eingestellt war, das heißt antinationalsozialistisch“ (ebd.). Von der Grundeinstellung her kennzeichnet Frau H. ihre Eltern als sehr sozial und als „total gegen das Nazi-Regime eingestellt“. Der Vater war bis 1933 Mitglied im „Bund der Kinderreichen“, u.a. auf seine Initiative hin habe dieser in der Paderborner Südstadt eine Siedlung für Arbeitslose aufgebaut. Zu Beginn des Nationalsozialismus hat der Vater diese Vereinstätigkeit aufgegeben.

Die Familie war sehr religiös: Der Vater war in der Pfarrgemeinde tätig, die Kinder in katholischen Jugendverbänden, und zwar die Jungen im Bund Neudeutschland und die Mädchen im Heliand. Sie nahmen auch nachmittags am freiwilligen Religionsunterricht teil. Die Eltern achteten darauf, daß keines der sieben Kinder Mitglied in der Hitlerjugend wurde. Ihr Bruder habe sogar heimlich die Predigten des Bischofs von Galen vervielfältigt und versandt, berichtet Frau H. Die ältere Schwester habe in der Schule Schwierigkeiten gehabt, da sie weder im BDM noch in einer anderen NS-Organisation Mitglied war. Auf Druck ihrer Lehrerinnen sei sie schließlich pro forma in einen – Frau H. nicht näher bekannten – Verband eingetreten (vgl. ebd.).

Frau H. schildert die NS-Zeit als für sie persönlich sehr belastend: Da sie die kritische Einstellung der Eltern kannte, habe sie immer „Angst“ gehabt. Die Kinder seien von den Eltern immer angehalten worden, nichts aus den Gesprächen zu Hause weiterzusagen. Einmal sei auch ihr Haus durchsucht worden. Da

der Vater politisch sehr interessiert war, hätten die Eltern auch regelmäßig den englischen Sender gehört.

Im November 1938 hat H. gesehen, wie die Paderborner Synagoge brannte:

„Ich stand fassungslos da, aber kein Mensch wagte etwas zu sagen.“ (ebd.)

Es sei eben zu gefährlich gewesen, sich dazu zu äußern. Man habe zwar keine Ahnung von den Konzentrationslagern gehabt, aber geahnt, daß „etwas nicht stimmte“. Erst nach Kriegsende habe sie konkrete Informationen über die Verfolgungen im Nationalsozialismus erhalten, über die sie sehr „entsetzt“ gewesen sei.

Auch die Schulzeit sei von der NS-Ideologie „geprägt“ gewesen, sie hätten sich alle „geduckt“ verhalten müssen (zur Pelizaeusschule im Nationalsozialismus vgl. Heller 1990). Besonders sei dies im Abitur deutlich geworden, als der Oberschulrat anwesend war. Es habe zwar auch Schülerinnen und LehrerInnen gegeben, die NS-kritisch eingestellt waren, aber eben auch andere, so daß man sehr vorsichtig sein mußte:

„Wir wurden so geduckt während der ganzen Schulzeit und waren froh, wenn es einigermassen lief.“ (ebd.)

Vor diesem Hintergrund hat H. vor allem die Mitgliedschaft im Heliand als positiv empfunden, weil es „so gelockert zugeht“. Man habe über Erfahrungen sprechen können, über die in der Schule nicht geredet werden durfte:

„Es war eine sehr schöne Zeit, die uns viel bedeutet hat.“ (ebd.)

Sehr prägend waren für Frau H. die Kriegserfahrungen. Ihre Abiturprüfung mußte im Luftschutzkeller fortgesetzt werden, am 27. März 1945 wurde das erst 1936 erbaute Elternhaus total ausgebombt, so daß die Familie fast nichts retten konnte. Zudem ist der älteste Bruder von Frau H. 1944 als Soldat in Rußland gestorben. Dies war für die Familie ein „sehr schwerer Schlag“; Frau H. gibt an, daß sie bis heute „nichts *mehr* erschüttert“ hat.

Den Einmarsch der Alliierten in Paderborn Ostern 1945 hat Frau H. aufgrund ihrer negativen Einstellung zum NS-Regime als „Befreiung“ und die unmittelbare Nachkriegszeit insgesamt als „sehr positiv“ erlebt (ebd.). Die größte Erleichterung sei gewesen, „daß man jetzt mal wirklich Freiheit erleben konnte“. Es seien zwar materiell schwere Zeiten gewesen, aber man habe das Gefühl gehabt:

„Es geht bergauf.“ (ebd.)

Bereits früh hatte Frau H. beschlossen, einen sozialen Beruf – z.B. als Fürsorgeerin – zu ergreifen. Dieses Interesse habe sie in ihrer großen Familie erworben, die Eltern seien ein Vorbild gewesen. Der Lehrerinnenberuf kam für sie lange Zeit nicht in Frage, „weil man sich da ja nicht frei bewegen konnte“. In der NS-Zeit sei dieser zu sehr ideologisch beeinflusst gewesen. Nach dem Abitur absol-

vierte sie daher zunächst ein Praktikum in einem Krankenhaus. Dadurch konnte sie auch dem Arbeitsdienst entgehen, worüber sie v.a. wegen des Todes ihres Bruders „froh“ war (ebd.).

Nach Kriegsende wußte sie nicht, „was weiter mit mir würde“, so daß sie ein halbes Jahr lang als Haushaltshilfe arbeitete, bevor sie von der Gründung einer Pädagogischen Akademie zur Ausbildung von VolksschullehrerInnen in Paderborn hörte und sich um die Aufnahme bewarb. Sie wurde zur Aufnahmeprüfung eingeladen, die in der Busdorfschule stattfand, und erhielt anschließend eine Zusage, was sie rückblickend als ein „Geschenk“ für sich bezeichnet. Ihre beiden Schwestern sind auch Lehrerinnen geworden: die ältere an einer Berufsschule, die jüngere besuchte den zweiten Lehrgang der Paderborner Akademie.

Prägende Lehrende der Studienzeit war für H. die Soziologiedozentin Aufmkolk, von der sie sich persönlich angesprochen fühlte und zu der sie auch privat Kontakt hatte. H. gab an, nicht nur besonderes Interesse an den von Frau Aufmkolk vertretenen Gebieten, sondern auch „wirklich Vertrauen zu ihr“ (ebd.) gehabt zu haben. Zudem seien ihre Vorlesungen gut aufgebaut gewesen und hätten eine klare Linie gehabt. Insgesamt habe Aufmkolk manches mehr getan, „als ihre Pflicht war“. Bei der Soziologiedozentin hat H. später dann auch ihre Examensarbeit zum Thema „Erziehung zur Ehrfurcht als sozialpädagogische Aufgabe des Volksschullehrers“ geschrieben.

Wichtig war H. darüber hinaus die Teilnahme am „Kleinen Chor“, der von Speer geleitet wurde und der sich wöchentlich traf, was für sie immer der „Höhepunkt in der Woche“ (ebd.) war. „Nach den Jahren der Strenge und des Druckes“ bedeuteten ihr die Auftritte des Chors in der Öffentlichkeit viel. Der Psychologiedozent Thun dagegen „sprach mich nicht so besonders an“. Sie habe zwar auch einmal an einer Kindesbeobachtung teilgenommen, aber immer das Gefühl gehabt:

„Es geht nicht recht weiter.“ (ebd.)

Als Wahlfächer entschied sich Frau H. für katholische Religion, wofür sie auch die Lehrbefugnis erwarb, und Soziologie, zudem erhielt sie die Lehrbefähigung für Musik und Sport.

Zusätzlich zu den im Studienplan vorgesehenen Praktika hat H. schon während des Studiums in freien Zeiten immer mal wieder Aushilfstätigkeiten an Schulen – z.T. in sehr großen Klassen mit mehr als 60 SchülerInnen – übernommen. Sie hat dies – ohne daß wie bei den Praktika ein Dozent im Klassenraum saß – als persönlichen „Test“ (ebd.) gesehen.

Was die Gesamtbewertung des Studiums angeht, sieht H. dieses im Vergleich zur Schulzeit „ein Stück positiver“, da man „in Freiheit arbeiten konnte“. Umfang und Inhalte des Studiums beurteilt sie dagegen aufgrund der Kürze der Ausbildungszeit („nur knapp vier Semester“) kritischer:

„Wir haben nur das nötigste Rüstzeug mitbekommen.“ (ebd.)

Fehlende Kenntnisse habe man sich später in der Praxis durch Teilnahme an Fortbildungen, individuelle Fortbildungen oder Austausch mit KollegInnen aneignen müssen. Auch die Gesamteinschätzung des Lehrkörpers fällt positiv aus:

„Wir hatten schon gute Dozenten!“ (ebd.)

Anders als M. hat H. keine Konflikte gehabt, sondern war mit den Inhalten und den Organisationsformen der Akademie im wesentlichen einverstanden gewesen. Dies ist sicher u.a. aus ihrer strikt katholischen Erziehung zu erklären.

Nachdem sie unmittelbar im Anschluß an ihr Erstes Staatsexamen für drei Monate eine Aushilfsstelle mit 14 Unterrichtsstunden an einer Hilfsschule in Paderborn bekommen hatte, erhielt H. Anfang 1949 ihre erste feste Anstellung an einer Volksschule in einem Paderborner Vorort, wo sie bereits ihr Land-schulpraktikum gemacht hatte und damals „mit sehr viel Engagement ganz frei schalten und walten“ konnte. Diese Begeisterung setzte sich auch in ihrem Berufsleben fort:

„Ich ging ganz in dieser Aufgabe auf.“ (ebd.)

Ostern 1949 übernahm Frau H. zum ersten Mal ein erstes Schuljahr mit 28 Kindern:

„Das war wunderbar.“ (ebd.)

Die materiellen Bedingungen seien allerdings mit 126,- DM für eine volle Stelle schlecht gewesen, so daß sie sich sehr einschränken mußte:

„Ich konnte mir absolut nichts leisten.“ (ebd.)

Es sei beispielsweise nicht möglich gewesen, eine Reise zu machen. Selbst ein Fahrrad konnte sie nur mit Unterstützung ihrer fünf Jahre älteren Schwester, die Berufsschullehrerin war, kaufen.

H. war als Lehrerin in das katholische Gemeindeleben eingebunden. Sie fuhr z.B. am Wochenende von Paderborn zu den Gottesdiensten ihres Schulortes oder gestaltete mit den SchülerInnen Beerdigungen. Nachmittags machte sie mit interessierten Mädchen kirchliche Gruppenstunden. Diese Tätigkeiten, die traditionell mit einer konfessionellen Volksschule verbunden waren, waren für sie „ein Stück Selbstverständlichkeit“, sicher manchmal „lästig, aber es gehörte dazu“ (ebd.).

Auch bei H. finden sich Hinweise auf eine Überforderung, auf die sie auch selbst aufmerksam macht. Die Klassen seien zu groß gewesen, und es habe auch damals schon schwierige SchülerInnen mit Verhaltensstörungen gegeben:

„Man ist überfordert. Das Gefühl habe ich manchmal gehabt.“ (ebd.)

Sie hat häufig einzelne SchülerInnen privat gefördert, weil sie meinte, daß sie sich während des Unterrichts nicht genügend um diese kümmern konnte. Schulische Probleme von SchülerInnen lastete sie sich selber an und fragte sich:

„Schaffst Du das überhaupt, daß alle Kinder am Ende des ersten Schuljahrs zum Lesen kommen.“ (ebd.)

Im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen kamen für H. mit ihrer geschlechtsspezifischen Rolle verbundene gesellschaftliche und eigene Anforderungen hinzu. Einerseits führt sie zwar aus:

„Ich habe nichts vermißt, wenn es auch aus heutiger Sicht unvorstellbar ist, daß man als junge Lehrerin auf dem Dorf sitzt und nicht mehr Ablenkung hat.“ (ebd.)

An anderen Stellen des Interviews aber hört sich dies anders an: Sie sei „sehr auf sich selbst gestellt“ gewesen, und es sei schon so gewesen, „daß man sich als junge Lehrerin manchmal ein bißchen einsam fühlte – gerade auf dem Dorf“. Sie habe eben die Vorstellung gehabt, daß eine Lehrerin unverheiratet bleiben müsse und daß sich die Teilnahme an Festivitäten für sie nicht schicke. Frau H.:

„Das ist ja auch klar: Entweder ging ich in den Lehrberuf *oder* ich heiratete. Das war für mich tatsächlich eine Entscheidung. Und ich hatte mich entschieden.“ (ebd.)

Verheiratete Frauen seien im Lehrberuf eine Ausnahme gewesen. Sie habe sich zudem immer gefragt, wie diese es schafften, Familie und Beruf zu vereinbaren. Sie habe zwar einige Studenten ihres Lehrgangs besonders nett gefunden, „aber das war ein Tabu für mich“ (ebd.). Dies war im übrigen keine Einstellung, die sie erst im Studium erworben hatte, sondern Folge ihrer katholischen Erziehung zu Hause, aufgrund derer H. beispielsweise auch keinen Tanzkurs besucht hatte. Manchmal hat sie bei Festen, zu denen sie als Einzelperson nicht gehen konnte, „Neid“ auf die anderen empfunden, aber dann gedacht:

„Das ist eben Dein Los, das ist so richtig.“ (ebd.)

Eine solche Orientierung wurde ihr später zusätzlich auch von außen vermittelt. Der Akademiedozent Beyerle habe beispielsweise einmal ausgeführt:

„Ach, wenn Sie nach [..., Name eines Paderborner Vorortes; S.B.] gehen, haben Sie nie die Chance zu heiraten.“ (ebd.)

Aus heutiger Sicht betrachtet sie diese damalige Einstellung durchaus kritisch, da es nicht gut sei, wenn man als Lehrerin nur im Beruf aufgehe; es sei besser, auch persönliche Interessen zu pflegen. Auch sei ja die Möglichkeit gegeben, eine Teilzeitstelle zu übernehmen.

Die geschlechtsspezifischen Einschränkungen ihres Lebensentwurfs sieht Frau H. also sehr deutlich. Dennoch resümiert sie zusammenfassend:

„Ich habe es eigentlich nicht bereut, daß ich diesen Beruf ergriffen habe. Ich habe es gern gemacht.“ (ebd.)